

Kunst. Vor allem das Jubiläum der Russischen Revolution im Jahr 2017 regte eine ganze Reihe von zeit- und kunsthistorischen Ausstellungen an. Immer mehr wird dabei die Verwobenheit globaler Geschichte wahrgenommen, auch in der Frage nach der Formulierung der Moderne zur Zeit des Kalten Kriegs. Hierin liegen noch viele Fragen und Bilder verborgen. Es lohnt sich, sich diese anzusehen – auch um unsere Gegenwart besser zu verstehen.

**LUNDT, Bea/ WULK, Sophie (eds., 2016): Global Perspectives on Europe: Critical Spotlights from Five Continents. Zürich, Wien: LIT Verlag. 350 S. ISBN 978-3-643-90797-4**

*rezensiert von*

**Arno Sonderegger, Universität Wien**

Das aus einer Tagung resultierende Buch erschien als vierter Band der Reihe *Narrating (Hi)Stories / Culture and History in Africa*, wobei rasch auffällt, dass von elf Beiträgen (plus einer Einleitung der Herausgeberinnen) sich nur vier mit Afrika beschäftigen. Auch die historische Perspektivierung, die man dem Reihentitel nach erwarten durfte, fehlt im Großteil der versammelten Aufsätze. Es herrschen synchrone Betrachtungen vor, die teils rechts-, politik- und bildungswissenschaftlich, teils arealwissenschaftlich ausgerichtet sind und/oder auf das Studium internationaler Beziehungen abzielen. Die einzige Historikerin unter den Beitragenden ist eine der Herausgeberinnen. Beides, die auffällig geringe Präsenz Afrikas und das Fehlen historischer Ansatzweisen, ist schon auf den ersten Blick befremdlich, doch tritt der Band ja an, globale Perspektiven auf Europa zu eröffnen und Europa dem kritischen Scheinwerferlicht zu unterwerfen, das durch Blicke von außerhalb geleistet werden soll. Leider gelingt ihm das nur bedingt. Dass die erklärten Absichten nicht oder nur in Ansätzen eingelöst werden, ist freilich etwas, was bei Tagungsbänden so häufig vorkommt, dass man geneigt sein könnte, dies fast schon als genrebedingt hinzunehmen und stillschweigend zu übergehen. Gleichwohl kann und soll

man sich die Frage nicht ersparen, wozu eine solche Veröffentlichung dann gut sein soll.

Die Herausgeberinnen erklären die Entstehung des vorliegenden Buchs in folgender Weise. Die Universität Flensburg kooperiert seit 2009 mit mehreren westafrikanischen Universitäten. Aus dieser Kooperation resultierten bislang eine Tagung über Deutschen Kolonialismus in Westafrika, die in Winneba (Ghana) 2011 stattfand, und eine zu afrikanischen Erzähltraditionen und Oralität in der Gegenwart, die 2012 in Accra (Ghana) abgehalten wurde, sowie ein Austausch von Lehrenden zwischen der *University of Education* in Winneba und der Universität Flensburg (S.7-10). Das Zustandekommen des Sammelbandes hat also zunächst wohl einen institutionellen Grund: Er ist das Ergebnis einer internationalen Universitätspartnerschaft.

Im Zuge dieser Aktivitäten wurde deutlich, dass „das Europa-Verständnis, das unsere afrikanischen Gegenüber teilten, häufig sehr kritisch war, und sie tadelten uns für unsere eurozentrische Ausrichtung.“ (S.8, Übersetzung AS: „The understanding of Europe shared by our counterparts was often very critical, and they reproached us for our eurocentric orientation.“) Die Begegnung mit der Kritik am eigenen Selbstverständnis markiert also einen zweiten Grund. Die Herausgeberinnen bemerkten, dass „Europa von außen gesehen ein komplett anderes Image hat als von innen“, und leiten daraus die Folgerung ab, es sei „notwendig, mit den Positionen von Gelehrten anderer Kontinente zu ringen.“ (S.8, Übersetzung AS: „Europe from outside has a completely different image than from inside; it is necessary to wrestle with the positions of scholars from other continents.“) Daraus erwuchs die Idee, gemeinsam mit dem *European Studies Department* der Universität Flensburg, im Dezember 2013 ebendort jene Konferenz auszurichten, die das Material des vorliegenden Bandes abgibt. Diskutieren wir also das Resultat dieses Ringens, und schauen wir, was wir dabei über das europäische „Image“ in der Welt erfahren.

Die Aufsätze sind in drei Abschnitten angeordnet: „I. *Perspectives from and about Africa*“ (S.25-146), „II. *Perspectives from Turkey and Asia*“ (S.147-235), „III. *Europe: A Model to Globality and Justice?*“ (S.237-344). Wie leicht ersichtlich, nimmt nur die dritte Überschrift einen inhaltlich bestimmten Zuschnitt vor. Die dort versammelten Beiträge fokussieren freilich nicht auf Europa, sondern auf die Europäische Union, deren Beispielhaftigkeit bzw. Vorbildcharakter auf unterschiedliche Weisen thematisiert wird. Mauro

Gatti (S.299-318) diskutiert Widersprüche im Menschenrechtsdiskurs, die zwischen den EU-außenpolitischen Positionen und nationalen Rechtsmeinungen und -praxen innerhalb der EU herrschen. Er konstatiert einen Widerspruch zwischen dem EU-Selbstverständnis, das nach außen vermittelt werden soll und unabdingbar an die „external promotion of human rights“ gebunden sei (S.301), und der Tatsache, dass dem zuwiderlaufende Satzungen in den Rechtssystemen und in der politischen Praxis vieler EU-Mitgliedsstaaten wirksam sind. Dementsprechend ruft er dazu auf, diese „Inkonsistenzen“ aufzulösen.

Laura Asarite (S.319-344) zeigt am Beispiel des *European Network of Equality Bodies* (Equinet), wie in der herkömmlichen NGO-Praxis daran gearbeitet wird. Zu Equinet gehören mehrere nationale Körperschaften, die sich in den vergangenen gut 20 Jahren dem Kampf „against discrimination (reactive) and the promotion of equality (proactive)“ (S.326) verschrieben haben. Sie sollen miteinander vernetzt werden und „als Plattform auf europäischer Ebene“ dienen; außerdem möchte Equinet „nützlich sein für die praktische Arbeit nicht nur der nationalen Gleichheits-Körperschaften, sondern auch für nationale Regierungen und EU-Institutionen.“ (S.333, Übersetzung AS) Hehre Ziele sind das allemal; zudem sichern sie mit einiger Verlässlichkeit den Zugang zu Fördertöpfen der Einzelstaaten wie der Union, und erscheinen insofern praktisch. Freilich gehen damit auch Abhängigkeiten von Fördergebern einher, was es mehr als zweifelhaft macht, hierin eine zentrale, praktikable Strategie zu sehen, um Verbesserungen zu erreichen.

Lachlan MacKenzie (S.269-298) stellt die EU als eine „conflicted trade power“ dar, womit zumindest die Tatsache berücksichtigt wird, dass für die EU wirtschaftliche und politische Erwägungen zentral sind und die wirtschaftlichen dabei realpolitisch Vorrang haben. Aufgrund der wirtschaftlichen Stärke des EU-Raums im internationalen Handel kann die EU nicht nur, wie er in Anwendung einer irreführenden theoretischen Unterscheidung meint, als eine Handelsmacht („power *in* trade“) auftreten, sondern auch als „eine Macht *durch* Handel („power *through* trade“), indem sie ihren Wettbewerbsvorteil nutzt, um in die Innenpolitik ihrer Handelspartner einzugreifen, „to shape new patterns of global governance“ (S.275) via diverse normative Agenden und politische Konditionalitäten. Die theoretische Unterscheidung ist empirisch fragwürdig, weil es im echten Leben weder eine politikfreie noch eine ökonomiefreie Zone gibt. So zu tun, als ob es sich anders verhielte, gehört allerdings zu jenem guten

westlichen Ton, den kritische Geister seit Jahrzehnten als ein Element eurozentrischen Denkens attackieren, erlaubt er doch die Illusion einer herrschaftsfreien Marktwirtschaft aufrechtzuerhalten, die vom Westen gleichsam verkörpert werde. Allan Tatham (S.239-268) stellt in seinem juridischen Beitrag zum Europäischen Gerichtshof zwar die Beispielhaftigkeit Europas nicht grundsätzlich infrage, schlägt diesem jedoch immerhin vor, vom karibischen Beispiel zu lernen, wie die Unabhängigkeit der Justiz in überregionalen bzw. multinationalen Gerichten gewährleistet werden könne.

Auf die EU fokussiert sind auch die drei Beiträge, die im zweiten Abschnitt unter eigentümlicher Überschrift („*Perspectives from Turkey and Asia*“) gruppiert wurden. Sophie Wulk (S.149-184) behandelt das *Jean Monnet Stipendium*, das türkischen Staatsbürgern seit 1990 Hochschulaufenthalte innerhalb der EU erlaubt. Unter Nutzung semistrukturierter Interviews versucht sie festzustellen, ob das Programm seine Ziele erreicht, die da wären: „die globale Sichtbarkeit der EU zu fördern, europäische Standards, Normen und Werte weltweit zu verbreiten, und auf diese Weise seinen internationalen Rang und Einfluss voranzutreiben.“ (S.149, Übersetzung AS) Auch wenn ich wenig mit dem Anliegen der Autorin anzufangen weiß, handelt es sich hier um einen solide gearbeiteten sozialwissenschaftlichen Aufsatz. Ähnliches gilt, mit einigen Abstrichen, für Lucie Qian Xia (S.185-205), die sich Anschauungen Europas unter chinesischen Eliten widmet und sich bemüht, diese mit veränderten sino-europäischen Beziehungen in Zusammenhang zu bringen. Desaströs hingegen liest sich Elisabetta Nadaluttis Text (S.207-235), in dem sie Amartya Sen, Papst Benedikt XVI. alias Joseph Ratzinger, die EU, ASEAN (*Association of South East Asian Nations*) und „grenzüberschreitenden Regionalismus“ („cross-border regionalism“) unter einen Hut zaubert und dabei unglaublichen Wirrwarr produziert. Ihrer Ausgangsidee, dass ökonomische Aktivitäten nicht ohne Berücksichtigung ethischer Gesichtspunkte betrachtet und verfolgt werden sollten, ist das Einzige, dem vorbehaltlos zuzustimmen ist.

Disparat fallen auch die vier Texte des ersten, erklärtermaßen Afrika gewidmeten Abschnittes aus. Malte Brosig (S.105-146) widmet sich dem Krisenmanagement von EU und AU in Libyen 2011 in institutionsanalytischer Perspektive. Beiden Organisationen konstatiert er durchaus stimmig „organisierte In-Aktion“ und „mangelnde Problemlösungskompetenz“ (S.105). Ihm scheint das im Gegensatz zu der

seit 2007 verfolgten *Joint Africa-EU Strategy* (JAES) zu stehen, die seither zu zahlreichen institutionalisierten Begegnungsformen zwischen den beiden Organisationen geführt hat, und die in ihrer Programmatik „die Idee einer »Partnerschaft von Gleichen«“ deklamiert und verkündet, „auf gemeinsamen Werten und Zielen aufzubauen“ (S. 116). Wer nicht an die Rhetorik solcher Institutionen glaubt, wird an dem Beitrag von Brosig, der realpolitisches Handeln aus den Organisationsweisen bürokratischer Apparate herleiten will, wenig Freude haben und eine angemessene Ursachenforschung vermissen, die auch die libysche Situation selbst adäquat berücksichtigt.

Der Text von Beatrix Niemeyer und Tjorven Reisener (S.51-67) besteht in etwa zur Hälfte aus den Aufzeichnungen von Überlegungen und Mitteilungen, die erstere anlässlich ihrer Tätigkeit in einer südafrikanischen Xhosa-Kinderbetreuungsstätte angestellt hat, sowie aus Interpretationen des Bildungswissenschaftlers Reisener. Die Erfahrungsberichte selbst sind aufschlussreich, weil sie deutlich illustrieren, mit welcher Naivität „EntwicklungshelferInnen“ ins und durchs kulturell andere Feld stolpern und wie schwer es fällt, gewohnte Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und praktizierte Selbstgerechtigkeit hinter sich zu lassen. Die interpretativen Kommentare tragen leider nichts dazu bei, daran etwas zu ändern; sie bleiben ebenso blind gegenüber elementaren Beweggründen der afrikanischen Akteurinnen (in diesem Fall Xhosa) und setzen die europäische (in diesem Fall deutsche) Art der Unternehmensführung als die einzig gebotene voraus. Der konkrete Fall ist recht interessant: Xhosa-Frauen hatten auf eigene Initiative eine Kinderbeaufsichtigungsstätte gegründet, die sie unbedingt kostenlos zugänglich machen wollten. Sie sind dann in Abhängigkeit von einer ansässigen Deutschen geraten, die das Projekt finanziell unterstützt und zunehmend Bedingungen diktiert. Vor allem fordert sie die Einhebung von Gebühren von den Eltern, um den Kindergarten zu finanzieren. Die Organisation leidet nun (aus deutscher Perspektive) darunter, dass das Personal stets kündigt, wenn es die Gebühren einfordern sollte. In der Deutung des Bildungswissenschaftlers wird das zu einem Indiz für den Erfolg des (deutsch angeleiteten) Projekts im Sinne des *Empowerment*. Dass hier aber eigentlich durchgängig selbstbewusste, engagierte und aktive afrikanische Akteurinnen durch die gebotene „Hilfe“ weit mehr *entmächtigt* als *ermächtigt* worden sind, gerät

weder in den Gesichtskreis der Helferin noch in den des wissenschaftlichen Kommentators.

Yaw Oforu-Kusi (S.27-50) führte Interviews mit 60 ghanaischen Oberschülern und Universitätsstudierenden, davon 14 Frauen und 46 Männer, in denen es um die historischen und aktuellen Beziehungen zwischen Afrika und Europa ging. Gefragt wurde etwa nach den positiven Auswirkungen kolonialer Herrschaft („benefits of colonialism to both sides“, S.39) und nach dem Zusammenhang zwischen „Afrikas gegenwärtiger misslicher Lage, seiner unsicheren Entwicklung, und dem Kolonialismus“ (S.40, Übersetzung AS), aber auch nach Einschätzungen der Relevanz euro-afrikanischer Kooperationen (S.43f.), der Rechtmäßigkeit europäischer Interventionen in afrikanischen Ländern (S.45) und gewünschter Neuausrichtung auf Kooperationen mit China, Brasilien und Indien (S.46f.). Die interessant zu lesenden Antworten fallen, wenig verwunderlich, sehr ambivalent aus. Das hindert Oforu-Kusi freilich nicht, sie in seiner Lesart zu glätten: „The desire for a more in-ward looking Africa, though a minority view in the study [SIC!], is consistent with aspiration of Africa taking charge of its history and destiny and a reconstitution of a postcolonial Africa.“ (S.48) Diese Tendenz ist allerdings tatsächlich konsistent mit dem ersten Teil des Aufsatzes, in dem Oforu-Kusi zu Recht dafür argumentiert, die „Kolonialität“ – d.h. die durch koloniale Strukturen geprägte Ordnung der gegenwärtigen Moderne – anzuerkennen, um sie zu überwinden. Er nennt in diesem Zusammenhang „coloniality of power“, „coloniality of being“ und „coloniality of knowledge“ (S.34f.) als auf- und anzugreifende Agenden.

Bea Lundt (S.69-103) behandelt das in die Gegenwart hinein wirksame koloniale Denken im Sinn einer „Colonial Mentality“. Ihre Forderung, sich dieser Mentalität kritisch anzunehmen, erfolgt zu Recht. Ihre Behandlung von Kolonialismus, die den größeren Teil ihres Textes bestimmt, weist eine starke Deutschland-Konzentrierung auf, während die daran anschließende Skizze afrikanischer Kritiker und Fürsprecher für eine „Dekolonisierung des Geistes“ die üblichen Verdächtigen aus dem frankophonen und anglophonen Afrika versammelt (Frantz Fanon, Julius Nyerere, Kwame Nkrumah, Aimé Césaire, Léopold Sédar Senghor), sowie den Brasilianer Paulo Freire. In ihrem Text, dem einzigen historisch ausgerichteten des Bandes, werden eine Fülle von distinkten Problemlagen und Schwierigkeiten in den überkommenen Blicken auf Afrika und von solchen

aus Afrika auf Europa knapp angesprochen, die eine tiefergehende Behandlung verdienen, und die, jede für sich genommen, bereits genügend Material für eine ganze Reihe von Tagungen bergen würden, um die reiche, existierende einschlägige Literatur zu diskutieren und unsere Einsichten zu vertiefen. Immerhin geht es in Lundts Beitrag tatsächlich um Themen, die der Titel verspricht. Davon hätte man sich mehr erwartet.

In Summe bringt die Lektüre des Bandes wenig Gewinn. Originelle Ansichten und Einsichten bleiben Mangelware. Einzelne Aufsätze könnten bei spezifischen Interessenslagen für unterschiedliche Leserinnen und Leser durchaus nützlich sein, doch im Rahmen dieser Zusammenstellung erfüllen sie keine sinnvolle Funktion und werden wohl ungelesen untergehen: *Publish and Perish*. Der Vorrang institutioneller Agenden vor inhaltlichen Bestimmungen scheint mir das Grundmanko des Bandes *Global Perspectives on Europe: Spotlights from Five Continents* zu sein. Daraus resultiert fast zwingend ein großes Maß an inhaltlicher Beliebigkeit und perspektivischer Unfokussiertheit, was dieser Band über Gebühr deutlich macht. Über Kultur und Geschichte Afrikas erfahren Leserinnen und Leser, abgesehen von zwei Aufsätzen, dem von Yaw Ofori-Kusi und dem von Bea Lundt, rein gar nichts aus dem Buch. In der Reihe *Narrating (Hi)Stories / Culture and History in Africa* ist der Tagungsband darum an völlig deplatzierte Stelle erschienen.

**GITHUKU, Nicholas K. 2015. *Mau Mau Crucible of War: Statehood, National Identity, and Politics of Postcolonial Kenya*. Maryland: Lexington Books. 555 pp. ISBN. 978-1498506984**

**reviewed by**

**Tomi Adeaga, *University of Vienna***

As John Lonsdale's foreword to this book, *Mau Mau Crucible of War: Statehood, National Identity, and Politics of Postcolonial Kenya* states, "Kenya was a turbulent colony, a conquest state that barely sixty years after its creation ended more bloodily than it began." (p. vii) This statement opens a window for a multidisciplinary analysis of hundred years of Kenyan